

(Nachdruck verboten.)

4) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Dies war eine ganz neue Welt, und Pelle war im Begriff, sie zu erobern. Auch keine Faser wollte er übrig lassen. Gätte er jetzt nur die Kameraden aus Tommelilla hier gehabt, so würde er es ihnen alles erklärt und sie mit allem vertraut gemacht haben. Herrje, was die glozen würden! Aber wenn er wieder nach Schweden zurückkam, wollte er davon erzählen; dann würden sie wohl Lügenhals zu ihm sagen, das hoffte er wenigstens.

Pelle saß da und ritt auf einem ungeheuren Mast, der auf einigen Eichenböden auf dem Zimmerplatz ausgestreckt lag. Er klemmte die Füße unter dem Mast zusammen, wie er gehört hatte, daß es die Ritter in alten Zeiten bei ihrem Pferd getan hatten, und phantasierte, daß er in einen Ring hineingriff und sich selbst in die Höhe hob, das Pferd und das Ganze. Er saß zu Pferd mitten in seiner neuentdeckten Welt und strotzte von Erobererstolz, schlug mit der flachen Hand auf das Kreuz des Pferdes und hieb ihm die Abfälle in die Seite, während er aus vollem Halse ein Lied sang. Den Sack hatte er loslassen müssen, um hier hinaufzukommen:

Mit gelad'ner Pistole und gespanntem Gewehr
Langen in Smaaland die Teufelein klein,
Der alte Teufel der spielte die Fiedel,
Gia, wie tanzen die Kleinen so fein!

Mitten in seiner lärmenden Freude warf er einen Blick in die Luft hinauf, fing plötzlich laut zu brüllen an und ließ sich gerade in die Hauspänne hineinfallen. Aber auf dem Schuppen, neben dem ihn der Vater angebracht hatte, stand ein schwarzer Mann mit zwei schwarzen, klaffenden Hüllenhunden; der Mann steckte den Oberkörper ganz aus dem Dachrüden heraus und drohte ihm. Es war eine alte Gallionsfigur, aber Pelle glaubte, es sei der alte Satan selber, der komme, um ihn für das unverkämte Lied zu strafen, und in heller Angst rannte er die Straße hinan. Als er eine Strecke gerannt war, fiel ihm der Sack ein und er blieb stehen. Er machte sich nichts aus dem Sack — und Prügel bekam er auch nicht, wenn er ihn im Stich ließ, denn Vater Rasse schlug nie; der böje Teufel würde ihn auch auffressen, wenn er sich wieder da hinunter wagte — zum allermindesten; er sah ganz deutlich, wie es rot aus den Nasenlöchern leuchtete, bei ihm und auch bei den Hunden.

Aber Pelle besann sich trotzdem. Der Vater war so besorgt um den Sack, er würde ganz sicher betäubt sein, wenn er ihn verliere — vielleicht würde er gar weinen wie damals, als er Mutter Bengta verlor.

Zum ersten Male stand der Knabe wohl einer der ernstesten eisernen Proben des Lebens gegenüber, war — wie das so vielen Menschen vor ihm ergangen ist — zwischen die Wahl gestellt, sich selbst zu opfern oder das Eigentum anderer zu opfern. Liebe zum Vater, Knabenstolz, die Pflichttreue, in der die Weizengabe der bürgerlichen Gesellschaft an den Armen besteht — eins kam zum anderen und entschied die Wahl. Er bestand die Probe — freilich nicht tapfer; er heulte fortwährend laut, während er, die Augen starr auf den Wöjen und seine Hüllenhunde gerichtet, nach dem Sack zurückblickte und ihn in schnellem Lauf hinter sich her die Straße hinauffschleppte.

Niemand ist wohl ein Held, ehe die Gefahr überstanden ist. Aber auch da bekam Pelle keine Gelegenheit, über seinen eigenen Mut zu schandern; denn als er erst aus dem Bereich des schwarzen Mannes heraus war und der Schreden ihn nun hätte loslassen sollen, da nahm er nur eine neue Form an: Wo blieb nur einmal der Vater? Er hatte ja gesagt, daß er gleich wiederkommen würde! Wenn er nun gar nicht wiederkam? Vielleicht war er weggegangen, um seinen kleinen Jungen loszuwerden, der ihm nur eine Last war und es schwierig für ihn machte, einen Dienst zu finden.

Pelle war sich verzweifelnd klar darüber, daß es so kommen mußte, während er brüllend mit dem Sack abzog. So war es ja auch anderen Kindern seiner geistigen Bekanntschaft

gegangen. Aber sie kamen an das Pfannkuchenhaus und es ging ihnen gut, und Pelle selbst wollte schon — vielleicht suchte er den König in eigener Person auf und wurde ins Haus aufgenommen und bekam die jungen Prinzen zu Spielgefährten und sein eigenes kleines Schloß, worin er wohnen sollte. Aber Vater Rasse sollte auch kein Körnchen abhaben, denn jetzt war Pelle böje und rachsüchtig, obwohl er noch immer ebenso aus vollem Halse brüllte. Drei Tage sollte er draußen vor der Tür stehen und anklopfen und betteln, und erst wenn er ganz jämmerlich weinte — nein, er wollte ihm doch nur lieber gleich erlauben hineinzukommen, denn Vater Rasses Weinen war das qualvollste in der ganzen Welt. Aber er sollte auch nicht einen einzigen von den Nägeln haben, mit denen Pelle seine Taschen unten auf dem Zimmerplatz gefüllt hatte; und wenn die Frau des Königs ihnen den Kaffee ans Bett brachte — Pelle hielt inne mit seinem verzweifelten Weinen wie auch mit seinen glücklichen Phantasien — aus einer Wirtschaft ganz oben an der Straße kam Vater Rasse selbst leibhaftig heraus. Er sah seelenvergnügt aus und hielt eine Flasche in der Hand.

„Dänischer Brantwein, Junge!“ rief er und winkte mit der Flasche. „Die Mütze ab vor dem dänischen Brantwein! — Aber warum hast Du geweint? — so, Du warst bange. Und wovor warst Du bange? Heißt nicht Dein Vater Rasse — Rasse Karlsjon aus Kungstorpet? Und mit ihm ist nicht gut Kirscheneffen, er schlägt hart zu, wenn er gereizt wird! Wer will wohl kleine gute Jungs bange machen! Die soll'n ihre Eingeweide in Acht nehmen! Und wenn auch die ganze Welt voll brennender Teufel wär', Rasse is' hier, Du, und Du brauchst nich' bang' zu sein!“

Während er so aufgebracht schalt, trocknete er zärtlich des Jungen vom Weinen schmutzige Wangen und Nase mit seinem rauen Handballen ab und nahm den Sack wieder auf den Nacken. Es lag etwas rührend Gebrechliches über seiner gebeugten Gestalt, während er prahlend und tröstend, den Jungen an der Hand, wieder nach dem Hasen hinuntertrabte. Er stolperte in den großen Schmierstiefeln, deren Strippen an der Seite herausluden und eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Pelles Ohren hatten. Aus den gaffenden Taschen des alten Winterüberziehers guckte an der einen Seite das rote Taschentuch, an der anderen die Flasche heraus. Er war jetzt ein wenig lahm in den Knien geworden und der Sack drohte jeden Augenblick, ihn unterzukriegen — er stieß ihn vorne über und zwang ihn, den Hügel hinunterzulaufen. Abfällig sah er aus, vielleicht trugen die großen Worte das ihre dazu bei. Aber die Augen leuchteten zuberzückt und er lächelte zu dem Knaben nieder, der an seiner Hand lief. Sie näherten sich dem Schuppen, und Pelle wurde ganz kalt vor Schreden — der Mann stand noch da. Er floh an die andere Seite des Vaters und wollte ihn in einem großen Bogen über den Hasenplatz ziehen. „Da is' er wieder!“ sagte er jammernd.

„Also der war es, der hinter Dir her war?“ sagte Rasse und lachte laut — „und er is' noch dazu aus Holz. Na, Du bist mir aber der tapferste Junge, der mir je vorgekommen is! Wenns hoch kommt, könn'n wir Dich am Ende gegen einen toten Hahn schicken, wenn Du einen Stoch in die Hand kriegst.“ Rasse fuhr fort zu lachen und schüttelte vergnügt den Jungen. Aber Pelle wäre gern in die Erde versunken vor Scham.

Unten an der Bollbude trafen sie einen Verwalter, der zu spät zum Dampfer gekommen war und keine Reute mehr bekommen hatte. Er hielt sein Gefährt an und fragte Rasse, ob er einen Dienst suche.

„Ja, wir suchen alle beide,“ antwortete Rasse übermütig. „Wir woll'n auf demselben Hof dienen — wie der Fuchs zur Gans sagte.“

Der Verwalter war ein großer und kräftiger Mann und Pelle schauderte vor Bewunderung über den Vater, der ihn so kühn anzureden wagte.

Aber der große Mann lachte gutmütig. „Dann soll der da wohl Großknecht sein?“ sagte er und schwippte Pelle mit der Peitsche.

„Ja, das wird er sicher mal,“ antwortete Rasse mit starker Ueberzeugung.

„Na, erst wird er wohl ein paar Schefel Salz verzehren müssen. Aber ich habe Verwendung für einen Kuhhirten

und will Dir hundert Kronen das Jahr geben — wenn es Dir auch verteuert schwer werden mag, sie zu verdienen, so weit ich es beurteilen kann. Für den Jungen wird wohl ein Stück Brot über sein, aber er muß natürlich das bißchen tun, was er kann. Du bist wohl sein Großvater?"

„Ich bin sein Vater — vor Gottes und jedermanns Angesicht,“ entgegnete Raffe stolz.

„Ei, ei, dann muß da ja doch noch ein bißchen an Dir sein — wenn Du nämlich auf ehrliche Weise zu dem Jungen gekommen bist. Aber dann kriech nur hinauf, wenn Du Deinem eigenen Wohl nicht im Licht stehen willst, ich hab keine Zeit, hier zu halten. So ein Anerbieten kriegst Du nicht jeden Tag.“

Belle fand, daß hundert Kronen eine sündige Masse Geld sei, Raffe als der Ältere und Vernünftigere, hatte dahingegen ein Gefühl, daß es viel zu wenig war. Aber obwohl er sich noch nicht recht klar darüber geworden war, hatten die Erfahrungen des Morgens seinen lichten Blick in die Zukunft arg zergaust; der Schnaps hingegen hatte ihn gleichgültig und willfährig gemacht. „Na, meinetwegen!“ sagte er mit einer großen Handbewegung. „Aber der Herr soll wissen, daß wir nich' dreimal am Tage salznen Hering und Supp-kartoffeln haben wollen. Eine ordentliche Kammer woll'n wir auch haben und am Sonntag frei.“ Er hob den Sack und den Jungen auf den Wagen hinauf und kroch selbst hinterdrein.

Der Verwalter lachte: „Du bist scheinbar schon früher hier auf dem Lande gewesen, Alter? Aber damit werden wir schon fertig werden; Du sollst Schweinebraten mit Rosinen und Khabarberggrüße mit Pfeffer darüber haben, so oft Du nur den Mund aufsperrn magst.“

Sie fuhren nach dem Dampfer hinunter, um die Kisten zu holen und wollten dann landeinwärts dahin. Raffe, der bald dieses, bald jenes wiedererkannte, erklärte dem Jungen alles weit und breit. Von Zeit zu Zeit nahm er verstohlen einen Schluck aus der Flasche. Der Verwalter durfte es nicht sehen. Belle froh und bohrte sich unter das Stroß; er kroch ganz unter den Vater.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hungerkünstler.

Von Hermann Heijermans.

Keine Stunde später lag Daniel, nachdem er durch eine Hintertür in den Saal hineingeschlüpft war, in Binden gewickelt in dem Sarg mit den unbeschädigten toten Siegeln und rauchte eine Zigarette. Ein Lappen, der ihm um das Haar gewunden war — die Haarfarbe war tatsächlich anders! — erschien ihm das einzig Unbequeme und ließ ihn wie im Fieber transpirieren. Das andere war alles großartig: kein Straßen-entlang-Schieben mehr, keine nassen Füße, ein zufriedengestellter Wagen, das angenehme Bewußtsein, daß Barbara zu Hause einen ganzen Wagen Geld bekommen hatte, und in der Rocktasche unter den Binden den Kontrakt, daß er für nicht mal einen Monat durchgeführtes Fasten hundert Mark in Aussicht habe.

Ab und zu (tagsüber sei der Besuch nur mäßig, das Hauptinteresse zeige sich nachts, so erzählte der Impresario) kamen Besucher: ein Bauer, der sich einen Tag zum Vergnügen in der Stadt aufhielt, eine Anzahl Oberprimaner, die dünne Gesichter schnitten, ein Matrose mit seinem Liebling, die da sicherten und schwächten, ein Gelddiensträger mit einem „Freibillet“, ein Hausdiener aus irgendeiner Delikatessenhandlung mit einem vollen Korb auf dem Rücken, um den Hungerkünstler zu reizen, ein Dienstmädchen mit einem Säugling auf dem Arm, der der gnädigen Frau nichts wieder erzählen konnte, auch ein pensionierter Veteran mit einer Brust voller Denkmünzen und so mehr ehrjamer Neugieriger, die durch das erst abends erleuchtete Kellamenschild über der Eingangstür angelockt wurden. . .

So angenehm faul, so zum erstenmal wieder gesättigt seit Monaten, wie er war, hatte Daniel doch das alberne Gaffen und Quatschen bald satt.

„Amarillo!“ rief der Impresario erregt, „Sie schnarzen ja die Menschen zur Türe hinaus. Und dann wollen Sie bitte, auch die Scheiben dan innen etwas abwischen, wir können Sie ja kaum noch sehen. . .“

„Gahaha, welch ein Luxus, welch neue Jugend, welch köstlicher Genuß! Wenn er, wie es ihm so paßt, die Augen gnädiglich öffnete, wenn er sich trotz der Wohlust des wattierten Bettes zu einem halben Stündchen Wackelebens, Nichtschmarzens, Nichtgähnens, zwang, träumte er, mügte er sich in die Lippen beißen, die Binden zern, die dünnen Schenkel kneifen, um die verrähtberrückte, satanisch-lachende Wirklichkeit gläubig zu akzeptieren. Wenn ihm das unsäglich-gebenedeite Wunder, das Mirakel des Wohlgenährtheits, des Hoch-und-trocken-wohlverschlossen-staubfreien-

wasserbichten-sorgfältig-bewacht-Liegens in dem Glaskasten so mächtig wurde, zu ungelant-herzlich, ja, beinahe zu heilig, schloß er philosophisch die Augenluden und die Gabanen seines Geschnarzens schlugen tremolierende Wirbel zwischen den Wänden.

Nichts von der verrückten Augenwelt, nichts von den Gaffen und Beschauern, nichts von der Saaldecke mit ihren liebevollen, posausenblafenden Englein, nichts von der Ungebuld oder dem vergnügten Lächeln des Herrn Direktors mit dem glänzenden Zylinder, dem hohen Stehkragen, der feuerroten Kravatte, der Weste aus schwarzem Seide mit gelben Sprengeln und der auf dem Schmerzbändlein schwankenden goldenen Kette — nichts interessierte ihn.

Wenn er in diesen friedlichen Freitagen nicht wie eine Kage in ihrem Korbe schlief, lag er wach und träumte, und wenn er nicht wachend träumte, schnarzte er mächtig darauf los. Nachts, gegen Frühmorgen, wenn keine Besucher da waren, stopfte ihm der Impresario gewandt und vorsichtig Bouillon, Eier, Schokolade zu, und auch bei Tage, wenn sich eben die Gelegenheit dazu bot, erhielt er diese oder jene Erfrischung.

So würde er es vermutlich die vollen neunundzwanzig Tage an Stelle des aus seinem Tempel ausgebrochenen Veruschungerkünstlers ausgehalten haben, wenn Barbara ihm die Suppe nicht verjagen hätte.

Es war nämlich am dritten Tag, so in der Abenddämmerung, wenn viele Spaziergänger unterwegs sind, als sie sich, gealtert und heruntergekommen, faß und bedrückt von Sorgen und schwerem Grubeln, in die Stadt begab. Sie hatte natürlich die beiden letzten Nächte kein Auge zugehant, nichts von seinem Brieflein, seinem Ausbleiben, seinen Auseinandersetzungen, seiner Geldsendung begriffen. Die wenigen absolut deutlichen Worte: „Menschchenkind! Schaf! Gerettet! Gerettet! Anbei fünfzig Mark! Hurra! Neunundzwanzig Tage und Nächte lege ich mich auf den Rücken und lehre mit Kapitalien an den häuslichen Herd zurück! Beunruhige Dich nicht! Ich bin in einer Stimmung, daß ich die ganze Welt umarmen könnte! Viele Grüße. . .!“ — die in dem Rausch von zwei Tellern Erbsenbrühe mit Speck und Schweinsböhrchen und einem Beutel voll Talern geschrieben waren, hatten sie zuerst überrascht, verblüfft, wirklich lachen lassen — dann aber mit tausend Bengflin überfürt. Es ging nicht. Es war unmöglich. Geld fiel nicht aus der Luft, und zu allerleht in Daniels leere Hosentaschen! Wie kam er daran? Was hatte er getan? Wer hatte ihm soviel auf einmal in die Hände gestopft? Warum kam er nicht nach Hause? Warum schrieb er keine Postkarte, wie er sonst zu tun pflegte, wenn er aufgehalten wurde? . . .

Unruhig, bange, daß er wie eine Katte in der Not etwas Erbärmliches ausgefressen habe, das schwerlich das leusche Tageslicht vertragen könne, steckte sie in der ersten Nacht alle Augenblide den Kopf aus dem Fenster, durch das leiseste Geräusch aus dem Welt aufgeschreckt.

Anarrte die Treppe, kam ein Nachbar heim, pfiff jemand draußen, dann waren es nicht nur die Ohren des mit Menschenberstand begabten Hundes, die sich spitzten. Mißtrauisch, furchtsam, ängstlich vor ihren eigenen Gedanken, hatte sie vorturfsvoll, beschuldigend, dann wieder heiß ihn in Schutz nehmend, an Daniel gedacht und den abgegriffenen Fünfzig-Markschein unter der Matratze versteckt. Wenn er den nicht gestohlen hatte, hatte er ihn gefunden — und wenn er sich nicht verborgen hielt oder schon durch die Polizei aufgegaßelt worden war, half er sicher bei einer „Gelegenheitsarbeit“, deren er sich genierte, weil er ihr nicht sagte, wo er war, was er tat und warum es gerade neunundzwanzig Tage und neunundzwanzig Nächte dauern mußte. . .

Mit niemand oben, niemand unten redete sie ein Wort, schließlich die Treppe hinunter, um Brot einzuholen, gab keinen Laut von sich, als die Frau aus der zweiten Etage, die sich ein paar Briketts pumpen mollig, anklopfte — langsam — oftmals durch eine Gardinenspalke spähend, verbrachte Barbara den nicht endenwollen, elenden Tag.

Gegen acht erst wagte sie es, mit totenbleichem, straffgespanntem Sommerprossengeficht den Schein zu wechseln. Wenn sie es nicht tat, konnte sie den ganzen Abend, die ganze Nacht im Dunkeln sitzen. Sie blickte nicht dabei auf, als der Krämer das speltakelmachende, verräterische Silbergeld auf den fettigen Ladentisch niederrasteln ließ — sie sah nicht dabei auf, legte alles mit zitternder Gebärde in die Schürzenschlippe, ohne nachzuzählen, ohne Bewußtsein. Wenn er zu ihr gesagt hätte: Hände weg — das ist gestohlen! würde sie es ohne weiteres im Stich gelassen haben — und nun, als sie schon und bebend vor Angst die Treppe damit hinaufstrampelte, quälte sie das Gefühl, als ob sie mindestens eine Ladenkasse ausgeraubt. . .

In der zweiten Nacht stopfte sie geduldig bis gegen drei Uhr Strümpfe — seine Strümpfe mit den Riesenlöchern — seine lieben, plumpen Strümpfe.

Der kleine Kachelofen brannte, der Kaffee pluffte, die Lampe girrte wie eine zufriedene Turkeltaube — und das Fenster stand angelehnt. Ein molleses Tuch um die mageren Schultern, dachte, lauschte, stöhnte sie. Sein Brieflein brauchte sie nicht nochmal zu lesen, weil sie es auswendig kannte, doch stand sie immer wieder damit unter der Lampe. Wenn sie es nicht so sicher geglaubt hätte, daß er die Schande ihretwegen auf sich geladen, würde sie zur Polizei gegangen sein, um ihn suchen zu lassen. Das ging nun nicht, das wagte sie nicht zu tun. . .

Wieder schlief sie keinen Augenblick, aber an diesem dritten Tag spielte der Zufall die Vorschung, der Zufall, der selten jemand in

der Lotterie gewinnen läßt, selten jemand aus der Patsche hilft, selten dem Glücksrad einen Vorwärtstoß gibt, selten verhütet, daß man sich die Finger verbrennt, selten ein armes Geschöpf erlöst, selten Mitleid hat, wenn man nicht ein und aus weiß. Im Gegenteil, meistens Behagen an unangenehmen Begegnungen hat und Verwirrung aus Verwirrungen schöpft.

(Schluß folgt.)

Unser Wissen vom Ursprung des Menschen.¹⁾

Ueber die tierische Abstammung des Menschen, d. h. die ganz allmählich erfolgte Heranbildung und Entwicklung der zoologischen Art Mensch aus niederen Formen, kann heute gar kein Zweifel mehr bestehen. Der Mensch ist nicht, wie Athene aus dem Haupt des Zeus gleich mit Speer und Schild, aus der Hand eines Schöpfers fig und fertig hervorgegangen; er ist in Jahrmillionen während der Umbildung und Entwicklung geworden, und sein Stammbaum beginnt wie der aller übrigen Lebewesen bei dem primitivsten, mit Eigenleben begabten Dinge: der Zelle. Aus einem Samenform, aus einer Wurzel sprieht der vielstaudig geästete Baum alles Lebens empor, und keines all der unzähligen Lebewesen vermag diesen Ursprung zu verleugnen. Eine unendliche Kette, Glied um Glied und Ring für Ring, ist alles Lebende miteinander untrennbar fest verbunden, und die Tiere sind, mit Goethes Faust zu sprechen, in Wahrheit unsere

Brüder

Im stillen Busch, in Luft und Wasser.

Der zuerst das unumwunden bekannte und mit einer Fülle von Tatsachen belegte, der zuerst auch einen Stammbaum mit dem Samenform der Zelle und dem Bispfel Mensch zeichnete, war Ernst Haeckel. Schon vor Darwins „Abstammung des Menschen“ (1871) hatte Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ (1868), auf Lamarck, Darwin und Huxley („Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur“, 1863) fußend, mutig die letzte Konsequenz in der „Frage aller Fragen für die Menschheit“ gezogen, und Darwin selbst erklärte neidlos in der Einleitung seines Werks: „Wäre dieses Buch erschienen, ehe meine Arbeit niedergeschrieben war, hätte ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt; fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als meine.“

Diese Schlussfolgerung der Lamarck-Darwinschen Deszendenz-Theorie, der Abstammungslehre, aber lautet: Da wir im Menschen dem ganzen Bauplan nach nur das höchstentwickelte Wirbeltier zu sehen haben, so hat auch für ihn die Entwicklungs- und Abstammungslehre unumschränkte Gültigkeit.

Die Beweise für diese These entnimmt die Wissenschaft jenen „großen Urkunden“, die nimmehr allen Untersuchungen über Ursprung und Verwandtschaft der Lebewesen zugrunde gelegt werden müssen: der vergleichenden Anatomie, deren Aufgabe es ist, auf der Basis morphologischer Vergleichen die Stellung der einzelnen Arten im natürlichen System zu ermitteln; der Embryologie oder Ontologie, die uns Kunde gibt von der Keimesgeschichte, der Entwicklung des Individuums vor der Geburt ans Licht, und endlich der Paläontologie, der Versteinerkunde, die uns von ausgestorbenen Formen berichtet. Nicht jeder dieser „Hilfswissenschaften“ kommt für jede Periode organischer Entwicklung in der Ausdehnung für unsere Untersuchungen die gleiche Bedeutung zu; aber sie ergänzen und bestätigen einander in der glücklichsten Weise, so daß der Kette der Entwicklung kaum ein wesentliches Glied mangelt. Diesen drei Beweisreihen hat sich jüngst eine vierte „Hilfswissenschaft“ hinzugesellt: die biologische Blutrumsforschung, die sich das Ziel gesteckt hat, auf Grund besonderer Blutuntersuchungen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Tiere zu ermitteln. Auch die Ergebnisse dieser Forschung haben die Nichtigkeit der Deszendenztheorie durchaus bestätigt. Ja, dieser biologische Beweis ist, wie Ahlenbuth betont, deshalb viellicht „der verblüffendste, weil man ihn jedem in Reagenzglas vor Augen führen kann“.

Auf Grund dieser Verwandtschaftsverhältnisse, die sich ungezwungen nur aus der gemeinsamen Abstammung Verwandter von einer und derselben Stammform erklären lassen, hat die Wissenschaft die Lebewesen in einem „natürlichen System“ zu Stämmen, Klassen, Ordnungen und Familien vereint.

Die Stellung des Menschen in diesem System präzisiert die

¹⁾ Wir entnehmen diese Ausführungen dem soeben in zweiter Auflage erschienenen 82. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Der Mensch der Urzeit“. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungs-geschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. Adolf Heilborn (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis geh. 1 M., in Leinw. geb. 1,25 M.), das auf Grund der neuesten Funde und Forschungen und an der Hand zahlreicher authentischer Abbildungen eine allgemeinverständliche Uebersicht über unsere Kenntnis der Entwicklung des Menschengeschlechts von seiner Abzweigung aus der Reihe der tierischen Vorfahren bis zur Schwelle der historischen Zeit gibt

vergleichende Anatomie, sich auf zahlreiche Einzelheiten berufend, nun folgendermaßen: zum Stamme der Wirbeltiere und in die Klasse der Säugetiere gehörend, bildet der Mensch mit den Affen gemeinsam die Ordnung der Primaten oder Herrentiere (Linné). Er hat in den Affen der alten Welt (Katarhinen) und im besonderen den sogenannten Menschenaffen (Anthropoiden: Orang, Schimpanse, Gorilla und Gibbon) seine nächsten Verwandten zu sehen; sein Stammbaum weist also auf einen Affen, eine Stammform hin, die er mit dem Affen gemein hat. Von den gemeinsamen charakterisierenden Merkmalen der Primaten seien nur die folgenden hervorgehoben: die Zehen und Finger der Primaten tragen platte Nägel — eine Ausnahme bilden nur die Krallenaffen — die Augenhöhlen sind von der Schläfengrube durch eine knöcherne Scheidewand getrennt, das reich getundene Großhirn bedeckt die übrigen Hirnteile, es kommt nur ein Paar brustständiger Milchdrüsen vor uß. Vor allem hat das Gebiß im wesentlichen denselben Bau. Das Gebiß des Menschen und der Katarhinen ist das gleiche; nur sind beim Menschen die Eckzähne kleiner und die Zahnreihen daher nicht unterbrochen.

Daß auch die Affen in Wahrheit Zweihänder sind, hatte schon Huxley betont, und bezüglich der Stellung des Menschen innerhalb der Primatenordnung war er zu dem Schluß gekommen: „Die kritische Vergleichung aller Organe und ihrer Modifikationen innerhalb der Affenreihe führt uns zu einem und demselben Resultate: die anatomischen Verschiedenheiten, die den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, sind nicht so groß wie die Unterschiede, die diese Menschenaffen von den niederen Affen trennen.“ Haeckel hat diesen von ihm zu Ehren des englischen Zoologen „Huxley'sches Gesetz“ genannten Satz dann noch schärfer detart gefaßt: „Die morphologischen Unterschiede zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Staffen (Anthropoiden) sind nicht so groß wie die zwischen diesen Menschenaffen und den niedrigsten Katarhinen, den Hundsaffen.“

Was der Huxley-Haeckelsche „Pithecometra-Satz“ von der Anatomie aus sagt, gilt in gleicher Ausdehnung auch von der Physiologie. Alle die einzelnen Lebenstätigkeiten des menschlichen Organismus finden ihre Analoga bei den Menschenaffen: die gleichen Muskelbewegungen setzen das Hebelwerk des Knochengeriüßes in Bewegung; Atmung, Verdauung, Blutkreislauf und Fortpflanzung sind die gleichen; dieselben chemisch-physikalischen Gesetze regeln die Sinnesstätigkeit uß. Ja, der biologischen Blutrumsforschung ist es gelungen, den zwingenden Beweis der engsten Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Menschenaffen zu erbringen und die von der vergleichenden Anatomie geschaffene Systematik der Primatenordnung unvorderleglich zu bestätigen.

Untersuchen wir nimmehr, was die Paläontologie, die Versteinerkunde, uns über das Abstammungsproblem des Menschen auszusagen weiß. Leider ist das Beweismaterial, das diese Hilfswissenschaft uns bietet und bieten kann, ein sehr unvollständiges; diese Urkunde ist „mit verstämmelten Lettern geschrieben“, oder, wie Darwin sagt („Entstehung der Arten“): sie ist „eine Geschichte der Erde, unvollständig geführt und in wechselnden Dialekten geschrieben, eine Geschichte, von der aber nur der letzte, bloß auf zwei oder drei Länder sich beziehende Band bis auf uns gekommen ist. Und auch von diesem Bande ist nur hie und da ein kurzes Kapitel erhalten, und von jeder Seite sind nur da und dort einige Zeilen übrig“. Wenn nun auch, seit Darwin das schrieb, eine ganze Anzahl wertvoller neuer Blätter, ja, andere Bände gefunden worden sind, so weiß diese bedeutamste, weil unmittelbar überzeugende Urkunde doch nach wie vor noch recht viele Lücken auf, was sich daraus leicht erklärt, daß es zur Konfervierung der erforderlichen Beweisstücke des Zusammenstreffens vieler günstiger Umstände bedurfte. „Es ist nicht zu verwundern“, betont Plate mit Recht, „daß die affenartigen Vorfahren des Menschen und die ältesten Menschenaffen überhaupt so äußerst selten in ihren Skelettresten gefunden werden. Dem nur wenn ihre Leichen nur zufällig in einen Fluß oder in einen See mit schlammigem Boden fielen, konnten sie dem „Zahn der Zeit“ trotzen, und welche glückliche Verteilung von Umständen gehört ferner dazu, daß gerade solche vereinzelt Stellen im Innern unserer Erde aufgedeckt werden!“

Was uns nun heute an paläontologischem Beweismaterial zur Frage der Abstammung des Menschen beziehungsweise zur Entwicklungs-geschichte der Primatengruppe vorliegt, ist folgendes: Im Eozän tauchen die ersten Halbaffenwesen auf, und diese alteozänen Pachylemuren besitzen noch die typische Gebißbildung der ursprünglichen Säugetiere: 44 Zähne (nämlich in jeder Kieferhälfte 3 Schneidezähne, 1 Eckzahn, 4 Lücken- oder Vorderbackenzähne und 3 Backenzähne). Auf sie folgen die eozänen Rektolemuren, die bereits einen Schneidezahn in jeder Kieferhälfte eingebüßt haben, also nur noch 40 Zähne besitzen, und endlich die Antolemuren, deren Zahnformel durch den Verlust eines Lückenzahns auf 38 Zähne — das typische Gebiß der heute lebenden Platyrrhinen — reduziert ist. Eine ununterbrochene Reihe von tertiären Zwischenformen verbindet Lemuriden mit den modernen Halbaffen einerseits, mit den Stammformen der echten Affen und des Menschen andererseits“ (Haeckel). Im mittleren Miozän treten uns die ersten echten Affen entgegen, die nach Haeckel „in manchen wichtigen Verhältnissen dem Menschen bedeutend näher stehen als alle heut lebenden Anthropoiden“, und andere Großaffen.

An sie reißt sich, dem Pliozän entstammend, der Palaeopithecus sivalensis, der „direkt zum Pithecanthropus hinüber führt“.
(Schluß folgt.)

Schundliteratur.

Im Reichstagsgebäude ist in diesen Tagen eine interessante und instruktive Ausstellung zu besichtigen. Von einer Anzahl Korporationen, besonders von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung und der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, ist zur Illustration der Schundliteratur und zur Aufklärung über ihre gefährlichen Wirkungen ein reiches Material zusammengetragen worden, das in dieser Konzentration auf den Beschauer einen starken Eindruck ausübt.

Den größten Raum nehmen die zahllosen Hefte der Nic Carter-Literatur ein, jener abenteuerlichen Kriminalgeschichten, die sich um Nic Carter, den „größten amerikanischen Detektiv“, gruppieren. Das an sich unhandliche Quartformat dieser dünnen Bücher wird dadurch für den Leser handlicher, daß er das Heft der Länge nach faltet; dann paßt es famos in die Rocktasche. Für den Verleger hat aber das große Format den Vorzug, daß er auf das Titelblatt ein auffallendes, grellbuntes und nicht zu kleines Bild setzen kann, das irgend einen Höhepunkt der „spannenden“ Handlung wiedergibt.

Schon bei einer flüchtigen Musterung dieser Bilder mit ihren Unterschriften muß man die unerhörte Phantasie bewundern, mit der die Verfasser dieser Geschichten immer neue, immer aufregendere, immer spannendere Stoffe, Verwicklungen, Heldentaten, Abenteuer für ihren Helden erfinden. Man kann es aber auch begreifen, daß jugendlich-phantastische Gemüter, die nie gelernt haben, gute und böse Lektüre von einander zu unterscheiden, mit leidenschaftlicher Gier diese aufregenden Geschichten verschlingen.

Im Grunde ist Nic Carter nur eine neue zeitgemäße Nummer des alten Fadens der Hintertreppen- und Kolportageromane. Die alten Indianer- und Verbrechenromane haben an Reiz eingebüßt, seitdem das neue Amerika die Millionäre und der Verbrechertitel viel fruchtbarere Gebiete für verwerfliche Phantastereien abgibt. Auch der alte Räuberroman mit seinen endlosen Fortsetzungen hat sowohl in der abgeschlossenen Kürze der modernen Detektivgeschichten wie in ihrem moderneren Stoff einen erfolgreichen Konkurrenten erhalten.

Aber die Materialien der Ausstellung zeigen, daß auch die alten Formen der Schundliteratur keineswegs ausgestorben sind, sondern von raffinierten Geschäftsleuten nach wie vor dazu benutzt werden, dem ungebildeten und kritikalosen Leser das Geld aus der Tasche zu holen und ihm dafür den Kopf mit wüsten Phantasien zu füllen. Ein Verleger hat 25 Millionen Kolportagehefte abgesetzt; an einem Schundroman hat ein Verleger einen reinen Nettobehalt von 40 000 Mark gehabt.

Der Erfolg der Schundliteratur ist psychologisch einfach zu erklären. Er ist letzten Endes auf die gleichen Ursachen zurückzuführen, auf denen auch der Erfolg guter Literatur beruht: es ist das allgemeine menschliche Interesse an ungewöhnlichen Ereignissen und an Heldentaten. Der Stoff selbst stempelt die Schundliteratur nicht zu dem gemeingefährlichen Gift, das sie für den Volkstörper bedeutet. Denn auch in der besten Literatur aller Zeiten kommen gräßliche Ereignisse, fürchterliche Greuel, unsagbar häßliche Taten, Verbrecher von riesigen Dimensionen und fabelhafte Helden vor. Man denke an Sophokles, Shakespeare und Schiller, um nur drei Namen aus verschiedenen Zeiten, Ländern und Kulturkreisen zu nennen. Und daß die größten Dichter aller Zeiten mit Vorliebe furchtbare, graufige Stoffe für die poetische Gestaltung gewählt haben, zeigt, daß diese Stoffe sowohl Anziehungskraft auf den Künstler als auch — da doch der Künstler nicht nur für sich, sondern auch für die Masse schafft — auf die Masse, auf das Volk, auf die Leser, Hörer und Beschauer ausübt. In welchem Maße gerade dieses letztere Reizmittel bis auf den heutigen Tag vorhanden ist, zeigt zurzeit mit besonderer Anschaulichkeit der große Erfolg der Oedipusaufführungen.

Woburh sich aber die Schundliteratur auf den ersten Blick von der guten Literatur unterscheidet, das ist die Form, die Bearbeitung des Stoffes. Bei dem Künstler wird auch der graufigste und abschreckendste Stoff geadelt durch die künstlerische Form, in der er erscheint. Man spürt beim Schauen oder Lesen oder Hören nicht die Gräßlichkeit der Handlung an sich und nicht ihre niederdrückende, entmenslichende Wucht, sondern wir fühlen ein Stück Menschlichkeit sich vor uns abrollen, wir werden durch den Künstler hinausgehoben über den Schmutz und das Grauenhafte der Taten selbst, geläutert und erhoben legen wir das Buch des echten Künstlers aus der Hand oder verlassen wir das Theater nach einer noch so furchtbaren menschlichen Tragödie.

Von allen diesen Wirkungen ist bei der sogenannten Schundliteratur nicht die Rede, weil die Kunst bei ihr überhaupt keine Rolle spielt. Bei ihr schafft nicht ein wirklicher Dichter aus dem inneren Schaffensdrange heraus, sondern ein armseliger Handwerker schmiert und schmiert Seite auf Seite, weil ihn sein Auftraggeber dafür bezahlt. Sein Arbeitgeber aber ist irgend ein gewissenloser Geschäftsmann, der zufällig in Schundliteratur macht; er könnte ebenso gut — vielleicht hat er es früher getan — in Baumwolle oder in Lumpen und Papierabfällen machen. Seine Spekulation ist das Interesse der Menschen an graufigen, spannenden Geschichten; ferner spekuliert er aber auch auf die Unbildung der Menschen. Um ein literarisches Kunstwerk zu verstehen und sich an ihm zu erfreuen, bedarf es einer ge-

wissen ästhetischen Bildung; wer sie nicht besitzt, läßt sich lediglich von dem Stoffe packen und betrachtet die Form nur als ein beiläufiges Mittel, um recht rasch den Stoff in allen seinen aufregenden Einzelheiten kennen zu lernen. Da die große Mehrzahl der Menschen literarisch wenig oder gar nicht geschult ist, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die niedrige Spekulation der Schundliteraturfabrikanten Erfolg haben muß. Seine angestellten „Schriftsteller“ schreiben nur für die Ungebildeten; sie können daher auf jedwede künstlerische Form, die sie meistens auch gar nicht beherrschen, verzichten; sie brauchen nur den Stoff spannend zu verwickeln und ebenso spannend wieder zu entwickeln; sie brauchen nur in der vertieften, ungewöhnlichen, schwülstigen, verlogenen Weise, die der Ungebildete bei seinem Mangel an Verständnis und kritischem Sinn für „künstlerisch“ hält, eben weil sie ungewöhnlich ist, weil sie ganz aus dem Rahmen seiner sonstigen Denktungs-, Sprech- und Lebensweise herausfällt, die aufregenden Phasen der mit freckgekünstelter Phantasie geschaffenen Handlung abzuwandeln.

Dazu kommt dann das Raffinement des Vertriebs: die aufdringliche Hintertreppenkolportage, die grellen, lästern-grausigen Bilder, die spannenden Schlußzeilen der einzelnen Hefte, der für das Einzelheft scheinbar billige Preis.

Aber wenn man erst die eigentlichen Ursachen für den abschreckenden Erfolg der Schundliteratur erkannt hat, sieht man auch sofort den Weg, der zur wirklichen Befreiung von dieser gefährlichen Epidemie führt: man muß das Volk in eine geistige Situation versetzen, die ihm ermöglicht, die Schundliteratur als solche zu erkennen! Die unmittelbare Agitation gegen die Schundliteratur soll nicht unterschätzt werden, aber sie wird immer nur einen bescheidenen Bruchteil der gefährdeten Bevölkerung erreichen. Weit wirkungsvoller ist die innere Festigung jedes Einzelnen gegen die Schundliteratur und ihre vergiftenden Folgen.

Dazu gehört freilich eine vollständige Erneuerung unseres Erziehungswezens, und das setzt wiederum tiefgreifende gesellschaftliche Umwälzungen voraus, die erst durch den politischen Kampf und den Sieg der Sozialdemokratie ermöglicht werden. Haben wir aber erst eine öffentliche Erziehung, die jedem Menschen die volle geistige, seelische und körperliche Ausbildung gibt, auf die er Anspruch hat, so gewinnt er dadurch auch ohne weiteres das nötige Unterscheidungsvermögen für Kunst und Schund; die Schundliteratur wird dann nur noch historische Bedeutung wie Hexenbrennungen und Zauberbücher haben.

Die moderne Arbeiterbewegung wird damit zur wirksamsten Bekämpferin der Schundliteratur, und zwar durch ihre ganze Tätigkeit, im besonderen aber noch dadurch, daß die Organisation der einzelnen Arbeiter schon heute durch die Hebung seiner Lebenslage und durch seine erzieherische Beeinflussung erheblich gegen den Einfluß der Schundliteratur festigt. Aber es soll gern zugestanden werden, daß es sehr nützlich ist, wenn neben dieser allgemeine und mittelbare Bekämpfung auch noch die unmittelbare tritt.

Diesem Zwecke nützt die Ausstellung im Reichstagsgebäude in schätzenswerter Weise; sie lehrt den gefährlichen Feind kennen und deckt einen Teil seiner verschiedenartigen Positionen auf. Sie nützt auch dadurch, daß sie eine Anzahl der billigen Bücherkollektionen ausstellt, die seit einiger Zeit von verschiedenen Vereinigungen zur positiven Bekämpfung der Schundliteratur herausgegeben werden. Zu den besten billigen Ausgaben gehören die Schriften der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung; daneben sind in den letzten Jahren die Wiesbadener Volksbücher, die Deutsche Jugendbücherei der Hamburger Lehrer, die bunten Bücher, die Quellen der Schatzgräber und noch verschiedene andere Serien zu empfehlen.

Den proletarischen Jugendausschüssen bietet sich in der Bekämpfung der Schundliteratur ein dankbares Feld der Betätigung. Allerdings darf man sagen, daß der jugendliche Arbeiter, der überhaupt erst für die Jugendbewegung gewonnen ist, damit auch gegen die Einflüsse der Schundliteratur gefeit ist. Er hat höhere Aufgaben kennen gelernt, er wendet seine freie Zeit für bessere Zwecke an als für das Verschlingen geist- und wertloser Detektivromane. Gerade durch die Beteiligung an der Jugendbewegung gewinnt der Jugendliche die notwendige innere Festigung und das kritische Vermögen; durch die Teilnahme an den Lehr-, Unterhaltungs- und Kunstabenden der Jugendbewegung wird auch sein künstlerisches Empfinden gehoben.

Angefaßt dieser hohen Bedeutung der proletarischen Jugendbewegung gegenüber einem so gefährlichen Volkfeinde, wie es die Schundliteratur in allen ihren Formen ist, bewerte man die eifrigen Bemühungen, mit denen die Behörden, die Gerichte, die Polizei, die Fortbildungsschulen, die Ministerien, die bürgerlichen Jugendfürsorgevereine der proletarischen Jugendbewegung das Lebenslicht auszulöschen versuchen!

Gerade der erschreckende Anschauungsunterricht, den die Ausstellung im Reichstagsgebäude über die Gefahren und die Ausdehnung der Schundliteratur bietet, predigt die Notwendigkeit der Ausdehnung, Vertiefung und Festigung der proletarischen Jugendbewegung. Je mehr sie alle jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, damit also auch die zukünftigen erwachsenen Arbeiter und Arbeiterinnen umfassen, um so schneller und zuverlässiger wird dadurch schon in der Gegenwart der Sumpf der Schundliteratur ausgerodet.

Heinrich Schulz.